

Wibke Boysen / Harry Friebe | Mai 2014

„Arbeitsgemeinschaft Weinheimer Initiative“ 2014, Offenbach

### **Gesprächskreis 1: Teilhabe und Einflussnahme? Schule und Berufsorientierung (9. Mai 2014)**

20 Minuten-Input:

#### **Übergang von der Schule in den Beruf im intergenerationellen Verlauf**

##### **– Eltern als Gatekeeper**

###### **1.Vorbemerkung:**

Am Beispiel der Befunde aus dem Längsschnittforschungsprojekts „Hamburger Biografie – und Lebenslaufpanel (HBLP,1980-2014)“<sup>1</sup> dokumentieren wir aus der Lebenslaufperspektive Aspekte

- der Übergangserfahrung des Untersuchungssamples<sup>2</sup> zum Übergang von der Schule in den Beruf als „open end“ (2.) und
  
- der Übergangserfahrung und –Erwartung dieses Samples für ihre Kinder (3.)

im intergenerationellen Kontext. Eltern sind sozial-emotionale bedeutsame Begleiter und Ratgeber für die Übergangsentscheidung und den Übergangsprozess ihrer Kinder. Sie sind als Eltern - basiert auf ihre eigenen Übergangserfahrungen – „Gatekeeper“<sup>3</sup> d.h. „Türöffner“ oder „Türblockierer“ - für den Übergang ihrer Kinder.

Eltern stellen wichtige Beratungspersonen für Jugendliche beim Übergang Schule-Beruf dar. Die nachfolgende Diskussion soll etwas Einblick in die Lebenswelt der Familien in Hinblick auf die Bildungsbiografien der Kinder bieten.

---

<sup>1</sup> Es liegen in der Studie grundsätzlich Bildungsdaten von drei Generationen vor: Den Eltern des Samples (G1), dem Sample (G2,n=95) und den Kindern der Samplemitgliedern (G3,n=173). Zum Zeitpunkt der letzten Erhebung(2013) war das jüngste Kind noch unter drei Jahren, das älteste Kind war fast 30 Jahre alt. Im Mittel sind die Kinder zwischen 18 und 19,5 Jahren.

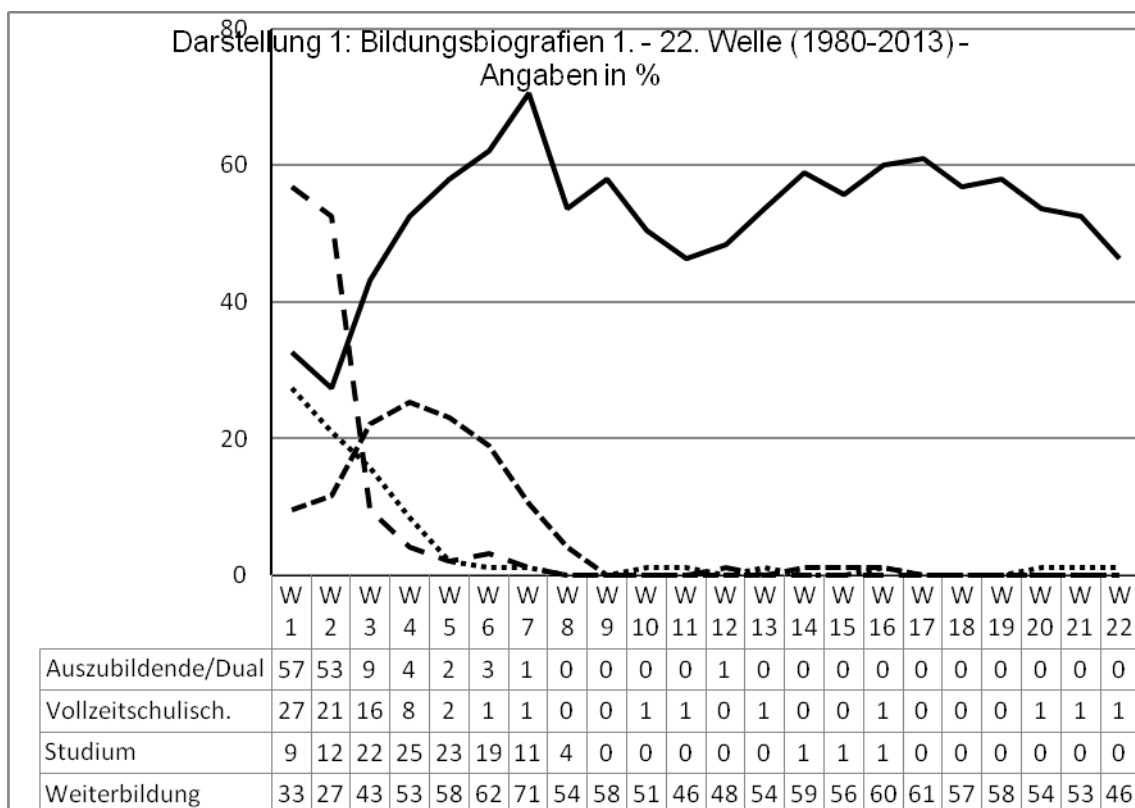
<sup>2</sup> Wir dokumentieren hier Befunde über das Teilsamples der Samplemitglieder(G2), die im Laufe des Untersuchungszeitraums Eltern geworden sind. Diese Eltern sind von der 1. bis zur 22. Welle kontinuierlich hinsichtlich ihrer Übergangs- und (Weiter-) Bildungserfahrungen im Lebenszusammenhang befragt (quantitativ) und interviewt (qualitativ) worden.

<sup>3</sup> „Gatekeeper“ sind Personen, die aufgrund von Fähigkeiten oder Positionen die Möglichkeit haben, Übergänge und Statuspassagen von Menschen zu lenken ( vgl. Walter R. Heinz(Ed), Institutions and gatekeeping in the Life Course, Weinheim 1992)

Diskussion kann etwas Licht in dieses Forschungsdesiderat bringen. Das Forschungsprojekt fokussiert die Rolle von Eltern im Bildungsprozess ihrer Kinder<sup>4</sup>.

## 2.Erfahrungen der Eltern bei ihrem Übergangsprozess: Von der Berufsausbildung zum lebenslangen Lernen

Übergänge von der Schule in die Arbeitswelt sind mit dem Strukturwandel moderner Gesellschaften unübersichtlicher und langwieriger geworden,; sie können vielfältige Suchprozesse mit „open end“<sup>5</sup> beinhalten und sie bergen für die betroffenen Übergangspassagiere vielfältige Risiken und Chancen Wie sah das bei unserem Untersuchungssample aus? Darstellung 1 verweist auf den gesamten Bildungs- und Ausbildungs- und Weiterbildungsprozess des Samples (G2) seit der Schulentlassung bis 2013.



Ein Überblickskommentar zur Darstellung 1:

<sup>4</sup> Hierfür werden qualitative und quantitative Längsschnittdaten zu bildungsbiografischen Handlungsmuster verdichtet und im Generationsvergleich analysiert.

<sup>5</sup>H. Friebel, Von der Berufsausbildung zur Bildungsbiografie, in: ZBW 2/2010, S.279.

- In der 1. Welle(1980) sind beim Übergangsprozess mehr als die Hälfte aller (57%) Auszubildende im Dualen System. Etwa  $\frac{1}{4}$  (27%) befindet sich in vollzeitschulischen Berufsausbildungen. Etwa jede/r 10. (9%) studiert. Die Weiterbildungsquote liegt in dieser Welle bei  $\frac{1}{3}$  (33%).
- In der 5. Welle (1987) gibt es so gut wie keine Auszubildende (2%) oder Schüler/-innen in vollzeitschulischen Berufsausbildungen (2%) mehr im Sample; aber etwa  $\frac{1}{4}$  (23%) studiert – im 1. oder 2. Bildungsweg. Die Weiterbildungsteilnahmequote hat inzwischen die 50% - Marke überschritten(58%).
- Etwa ab der 9. (1994) oder 10. Welle(1995) haben auch nahezu alle Studierenden ihr Studium abgeschlossen.

Die Weiterbildungsteilnahmekurve variiert im Zeitverlauf erheblich und sie hat einen außerordentlichen Gipfel: In der 7. Welle (1991) erreicht der Gipfel 71 %.

Summa summarum: Das ist „Übergang“ als lebenslanges Lernen! Das demonstriert auch die Bereitschaft der vielen jungen Leute zu immer neuen Lernprozesse, zu einer beeindruckenden Berufsbildungsmobilität im Lebenslauf.

Schon Mitte der 60er Jahre – als unsere Samplemitglieder geboren wurden - hatte der damalige Bundeswirtschaftsminister Karl Schiller vor schwierigen Folgen hinsichtlich der von den Jugendlichen geforderten Berufsbildungsmobilität gewarnt:

*„Wir müssen uns hüten vor übertriebenen Forderungen nach Mobilität. Es ist nicht gerade eine beglückende Vision für den jungen Arbeitnehmer, wenn ihm gesagt wird: Du musst drei-oder viermal im Leben deinen Beruf wechseln“<sup>6</sup>*

Dann: Mitte der 80er Jahre – als nahezu alle Samplemitglieder ihre erste Berufsausbildung abgeschlossen hatten - hatte der Arbeitsmarktforscher Dieter Mertens mit dem Schlagwort des „Qualifikationsparadox“<sup>7</sup> die individuelle Verantwortung der Berufs- und Weiterbildungsmobilität thematisiert. Er diagnostizierte, dass die erste Berufsausbildung zwar eine *notwendige*, aber *keine hinreichende* Voraussetzung für eine kontinuierliche Erwerbsarbeit mehr sein wird.

Schließlich: Mit dem Konzept des „Lebenslangen Lernens“<sup>8</sup> ist diese Individualisierung der beruflichen Bildung und der Weiterbildung in den 90er Jahren – als regelmäßig etwa jede\_r Zweite unserer Samplemitglieder an Weiterbildung teilnahmen - dann zur allseits geteilten Norm einer ständigen Bindungs- und Berufsbildungsmobilität erhoben worden.

Trotz der allgemeinen Verständigung in Sonntagsreden über die Notwendigkeit der individuellen Lern- und Bildungsmobilität gibt es erst erstaunlich wenig Wissen hinsichtlich der vielfältigen Prozesse und Strukturen von Ausbildungs- und Weiterbildungsverläufen im Lebenszusammenhang junger Erwachsener nach Schulabschluss<sup>9</sup>. Und: Es gibt kaum transparente und fördernde Gelegenheiten, Strukturen und Institutionen für diese individuelle Bildungs- und Weiterbildungsmobilität.

In unserer Untersuchung hatte etwa jede\_r Zweite der Samplemitglieder mehr als eine Berufsausbildung erfolgreich beendet:

---

<sup>6</sup> K. Schiller, in: Der Gewerkschafter, Heft 4, 1968, S. 141.

<sup>7</sup> D. Mertens, Das Qualifikationsparadox, in : ZfPäd, 1984, Heft 4.

<sup>8</sup> vgl. P. Faulstich, Weiterbildung, New York 2003

<sup>9</sup> vgl. M. Jakob, Mehrfachausbildung in Deutschland, Wiesbaden 2004

- Am Häufigsten (ca. ¼) im Rahmen einer akademischen Aufbauqualifikation von einer beruflichen (dual oder vollzeitschulisch) Ausbildung zum Studium im 1. oder 2. Bildungsweg. Ein Königsweg! Z.B. vom Bankkaufmann\_frau zum Studium der Betriebswirtschaftslehre.
- Am Zweithäufigsten ( ca. 1/5) im Rahmen einer nicht-akademischen Aufbauqualifikation von einer beruflichen (dual oder vollzeitschulisch) Ausbildung zu einer weiterqualifizierenden Ausbildung wie Techniker, Meister, Fachwirte. Dies hier repräsentiert die Gruppe der Berufsbildungsaufstiege in mittlere Berufspositionen ohne Studium.
- Am Dritthäufigsten (ca. 1/10) im berufsfachlich nicht verbundenen Nacheinander zweier Ausbildungen: z. B. von der Erzieherin zur Einzelhandelskauffrau oder vom Autosattler zum Krankenpfleger. Das sind in der Regel die Verlierer der Berufsbildungsmobilität – sie haben in der ersten Berufsausbildung eine Qualifikation erworben, die sie aber nicht in Berufsarbeit umsetzen können. Sie erlernen meist notgedrungen einen völlig anderen Beruf. Ein Risikoweg!

Ein Zwischenfazit:

- Die erste Berufsausbildung ist der erste Schritt des Übergangs von der Schule in die Berufsarbeit-weitere (müssen) folgen.
- Dazu bedarf es einer Berufsbildungsreform und begleitenden institutioneller Prozessberatung und Betreuung, damit die jungen Leute nicht als Verlierer in Weiterbildungsmaßnahmen bzw. Mehrfachqualifizierungen landen: Wie z. B. von der Erzieherin zur Einzelhandelskauffrau oder vom Autosattler zum Krankenpfleger. Hoffnungsvoll stimmen kann hier die jüngste Empfehlung des Wissenschaftsrats (Ein Gremium von Forschern, Politikern und Vertretern des öffentlichen Lebens) 2014 zur Reform der Berufsausbildung und damit zu mehr Durchlässigkeit zwischen den Berufsbildungssegmenten. Der Vorsitzende des Wissenschaftsrats: „ *Erfolgreiche Azubis, auch diejenigen ohne Abitur, sollen einen einfacheren Zugang zum Studium haben...Im Gegenzug müsste Studienabbrechern eine verkürzte Lehre ermöglicht werden*“.<sup>10</sup>
- Beratung und Betreuung nicht für die jungen Leute sondern mit den jungen Leuten: Die Stichworte Teilhabe und Einflussnahme dürfen keine Sprachhülsen sein. Partizipationsangebote können skeptisch machen in einer Lebenswelt, die ansonsten keine Teilhabe zulässt. Claudia Waller und Michael Drogand –Strud postulieren aus der Praxis der Jugendarbeit: „*Voraussetzung für Partizipation sind ganz besonders Vertrauen und tragfähige Beziehungen...Partizipation setzt die Bereitschaft und die Fähigkeit von Fachkräften voraus, tatsächlich Verantwortung, Kontrolle und Macht abzugeben und gleichzeitig Mädchen und Jungen aktiv zu begleiten*“<sup>11</sup>

Welche Erfahrungen bzw. Erwartungen haben nun die Samplemitglieder an den Übergangsprozess ihrer Kinder?

### 3. Die Samplemitglieder als Gatekeeper für ihre Kinder

Die bisherige Darstellung stellte die „lebenslangen“ Bildungsprozesse der Samplemitglieder seit ihrer Schulentlassung im Jahr 1979 dar. Die Samplemitglieder selbst gehören der Babyboom-Generation an. Verdrängungserfahrungen bei der Ausbildungsplatzsuche von niedrigeren Schulabschlüssen sind Bestandteil ihres biografischen Gedächtnisses. Wie schätzen die Samplemitglieder die Möglichkeiten der heutigen Generation bei Berufseinmündung in den angestrebten Beruf an? Wie relevant sind ihrer Meinung nach ausgewählte Personen und Institutionen im Berufsfindungsprozess ihrer Kinder? Wie gestalten sich die Bildungsprozesse der Kinder?

<sup>10</sup> Quelle: SZ, 12./13.Apr. 2014, S. 7.

<sup>11</sup> C. Waller und M. Drogand –Strud, in: Switchboard Frühjahr 2014, S.14.

Wir fragten unsere Samplemitglieder nach einer Einschätzung der Berufswahlsituation der heute jungen Generation im Vergleich zu ihren eigenen Erfahrungen:

„1979/1980 waren Sie selbst im Berufswahlprozess. Wenn Sie ihre damalige Situation mit der Situation der heutigen Schulabgängerinnen und Schulabgänger vergleichen. Wie hat sich das hinsichtlich Berufswahlchancen und Beschäftigungssicherheit verändert?“

Es folgten zwei Teilfragen:

- Berufswahlchancen, also eine Ausbildung im angestrebten Beruf zu erhalten
- Beschäftigungssicherheit nach Ausbildungsende

Die Mitglieder konnten zwischen den Antwortmöglichkeiten „leichter geworden“, „gleich geblieben“ und „schwerer geworden“ wählen.

Hinsichtlich der Einmündungschancen in den angestrebten Beruf im Vergleich gehen fast 54% der Befragten von einer schwereren Situation der heutigen Generation aus. Ein Viertel ist der Meinung, dass es für beide Generationen gleich schwer sei - annähernd zwanzig Prozent antwortete, dass es die heutige Generation leichter habe. Differenzieren wir die Antworten nach dem Entlassschulabschluss 1979, so zeigt sich ein deutlicher Einfluss: Die Eltern mit maximal Realschulabschluss gehen zu 62 Prozent davon aus, dass es die heutige Generation schwerer habe. Von den Abiturientinnen und Abiturienten sind nur 29 Prozent dieser Ansicht. Annähernd die Hälfte (48%) vertritt die Auffassung, dass die Situation beider Generationen vergleichbar sei. Der im Jahr 1979 erworbene Schulabschluss beeinflusste die eigene Berufsfindung und wirkt weiter auf die Einschätzung der Berufseinmündungschancen der heutigen Generation.

Die Beschäftigungssicherheit nach Ausbildungsende sehen drei Viertel (74%) der Befragten ziemlich einheitlich als schwerer an. Nur drei Prozent gehen von einer leichteren Situation der heutigen Generation aus. Dieser Befund zeigt, wie zentral die hier mehrfach thematisierte Ausweitung des Übergangsbegriffs auf eine stabile Einmündung in den Berufsbereich ist. Der Übergang stellt einen Prozess und kein singuläres Ereignis dar.

In den letzten vier Befragungen fragten wir die Samplemitglieder nach ihrer Einschätzung von beratenden Institutionen und Personen bei der Berufswahl der Kinder (Tab 1). Zu 99% geben die Eltern an, dass die Interessen der Kinder sehr wichtig oder wichtig seien. Am zweitwichtigsten (83%) sind nach Meinung der Samplemitglieder die Eltern des Kindes. Der Übergang des Kindes von der Schule in den Beruf ist demnach auch ein Verantwortungsbereich der Eltern. Hier besteht eine

Tab 1: Wenn es um die berufliche Zukunft Ihres Kindes geht, was bzw. wer ist Ihnen da wichtig? (Nur Nennungen (sehr) wichtig, in %) (Haushaltsebene)	
Interessen des Kindes	99
Mutter/ Vater des Kindes	85
Bekannte/Verwandte	48
Schule	
Schulnoten	82
Unterricht	77
Gespräch Lehrkraft	56
Info-Veranstaltungen	68
Betriebsbesichtigungen	66
Externe Beratung	
Medien/ Internet	51
Besuch BIZ	49
Berufsinformationsmesse	47
Berufsberatung Agentur Arbeit	38

Übereinstimmung mit Aussagen von Jugendlichen, die Eltern als häufig genutzte Beratungsinstanzen für Fragen der Berufs- oder Studienwahl angeben (vgl. Einstieg 2006<sup>12</sup>; Heine u.a. 2010)<sup>13</sup>. Den zweitwichtigsten Beratungs-bereich bildet nach der Einschätzung unserer Samplemitglieder der schulische Kontext. Mindestens zwei Drittel sehen die abgebildeten Bereiche als (sehr) wichtig an. Lediglich in Hinblick auf Gespräche mit der Lehrkraft sind die Eltern zurückhaltender. Den dritt wichtigsten Bereich bilden externe Beratungsangebote wie der Besuch des Berufsinformationszentrums oder von -messen. Am unwichtigsten ist nach der Elternmeinung die Berufsberatung bei der Agentur für Arbeit. Aber auch diese sehen 38% als sehr wichtig bzw. wichtig an.

Die Verantwortlichkeit von Eltern endet nach Ansicht unserer Samplemitglieder nicht mit dem Schulabschluss der Kinder. Auch für den Eintritt in die nächste Bildungsstufe haben sie eine hohe Bedeutung. Im Fokus bei der Berufsfindung stehen die Interessen des Kindes. Wie leicht oder schwer der Übergang in den erwünschten Berufsbereich eingeschätzt wird, steht auch im Zusammenhang mit den eigenen, über den Schulabschluss vermittelten, Erfahrungen der Befragten im Berufseinmündungsprozess.

Aus den Interviews mit den Samplemitgliedern ist bekannt, dass die Berufswahlchancen des Kindes aus Sicht der Eltern kein singuläres Ereignis ist. Die späteren Berufswahlchancen werden bereits während der Schulzeit des Kindes mitgedacht. Die Eltern streben ein möglichst großes Berufswahlspektrum des Kindes an. Das Bestreben, Optionen „offen zu halten“, zieht sich als „roter Faden“ durch den Bildungsweg der Kinder (vgl. Boysen 2013<sup>14</sup>). Die Kinder der Samplemitglieder haben bisher etwa zu zwei Dritteln das (Fach-)Abitur erworben. Die Befragten gehen aber davon aus, dass ein Teil der Kinder ohne (Fach-)Abitur dieses Zertifikat noch nachträglich erwerben wird. Wird hierbei berücksichtigt, dass knapp 23 Prozent der Samplemitglieder im Jahr 1979 die Schule mit dem Abitur verließ, so zeigt sich ein beachtenswerter Bildungsaufstieg der Kinder.

Wie können die Bildungsbiografien der Kinder skizziert werden? Dieser Frage wird anhand von zwei Übergängen (Schwellen) nachgegangen. Den ersten abgebildeten Übergang bildet die Schulform in Anschluss an die Beobachtungsstufe<sup>15</sup>. Da die Kinder zu diesem Zeitpunkt noch relativ jung sind, haben Eltern als Gatekeeper hier einen hohen Einfluss. Die zweite Schwelle bezieht sich auf den Übergang nach der abgebildeten Schulform. Insgesamt kann von einem mit dem Lebensalter zunehmenden Einfluss des Kindes in konkreten Entscheidungssituationen ausgegangen werden. Gleichwohl bleiben, wie oben dargestellt,

	Prozent
Förderschule	1
Hauptschule	4
Realschule	24
Gesamt-/Stadtteilschule	15
Gymnasium	55
Insgesamt (n=155)	100

<sup>12</sup> Arbeitskreis Einstieg (2006): Berufswahl in Hamburg. <http://www.einstieg-hamburg.de/fileadmin/documents/pdf/studie2006.pdf>.

<sup>13</sup> Heine, C./ Willich, J. / Schneider, H. (2010): Informationsverhalten und Entscheidungsfindung bei der Studien- und Berufswahl. Studienberechtigte 2008 ein halbes Jahr vor dem Erwerb der Hochschulreife. HIS:Forum Hochschule Nr. F1.

<sup>14</sup> Boysen, W. (2013): Übergänge: Von Generation zu Generation. In: Arbeitsgemeinschaft Weinheimer Initiative (Hg.): Lokale Bildungsverantwortung. Kohlhammer, S.314-320.

<sup>15</sup> Da die Beobachtungsstufe teilweise lediglich als „Beobachtungsstufe“ angegeben wurde, war eine Differenzierung des Schultyps erst für den Schultyp nach der Beobachtungsstufe möglich.

die Eltern weiterhin Mitgestalter. Dies ergibt sich auch aus der ihnen zugesprochenen Bedeutung als Beratungspersonen.

Welche Schulform besuchten die Kinder in Anschluss an die Beobachtungsstufe? Mehr als jedes zweite Kind geht auf das Gymnasium (s. Tab.2)<sup>16</sup>. Am zweithäufigsten ist die Realschule vertreten, gefolgt von der Gesamt- bzw. Stadteilschule ohne Schulzweigdifferenzierung. Die Hauptschule wurde nur sehr selten besucht (6 Personen) und wird aktuell nicht mehr als Schulzweig angegeben.<sup>17</sup>

Welche Bildungswege lassen sich nach dieser Bildungsperiode nachzeichnen?

Die Absolventinnen und Absolventen der Realschule wechseln nach der Schulentlassung zumeist in eine Ausbildung (s. Tab 3). Am zweithäufigsten wechseln sie auf ein - zumeist berufliches - Gymnasium. Die Frage der konkreten Berufswahl stellt sich für diese jungen Menschen später - eventuell mit ganz neuen beruflichen Optionen. Gleichwohl war der weitere Schulbesuch des Kindes teilweise schon länger in den Überlegungen der Eltern präsent.

Die Bildungswege von Gesamt- bzw. Stadtteil-schülerinnen und Schülern im Vergleich zu den Gymnasiastinnen und Gymnasiasten differieren: Erstgenannte wechseln häufiger in eine berufliche Ausbildung als letztgenannte. Die gilt auch, wenn nur die Abiturientinnen und Abiturienten berücksichtigt werden.

Insgesamt ist auffällig, dass in allen vier Schulformen ein beachtenswerter Anteil nach der Schulentlassung in den Status „Sonstiges“ wechselt. Die kann ein Work-and-Travel-Aufenthalt, ein FSJ, eine Übergangsmaßnahme o.ä. sein. Häufiger weist dieser Status jedoch auf eine Leerstelle hin - die jungen Menschen haben noch keinen

Tab 3: Übergänge nach Schultyp		
	Anzahl	Prozent
Hauptschule		
Ausbildung	3	50
Handelsschule	1	17
Sonstiges	2	33
Insgesamt	6	100
Realschule		
Ausbildung	12	46
Gymnasium	8	31
Sonstiges	4	15
Hauptschule	2	8
Insgesamt	26	100
Gesamt-/Stadteilschule		
Ausbildung	8	47
Studium	3	18
Sonstiges	4	24
Gymnasium	2	12
	17	100
Gymnasium		
Ausbildung	8	14
Studium	25	45
Sonstiges	17	30
Realschule	4	7
Gesamt-/Stadteilschule	2	4
	56	100

<sup>16</sup> Methodische Anmerkung zu den abgebildeten Schultypen: Während der Schullaufbahn der Samplekinder fanden in Hamburg mehrere reformierende Maßnahmen statt: Zunächst erfolgte die Einführung der G8, dann fand die Zusammenlegung der Haupt- und Realschulen zu kombinierten Haupt- und Realschulen statt und schließlich die Bildung von Stadtteilschulen, auf denen der Erwerb aller Bildungsabschlüsse möglich ist. Heute sind in Hamburg nur noch zwei weiterführende Schulformen existent: Die Stadtteilschule und das Gymnasium. Trotz dieser Reformen gaben wir den Eltern die Gelegenheit, die Schulform nach dem Schulzweig - Haupt-, Realschule und Gymnasium - einzuordnen. Diese Zuordnung nutzen wir für die Klassifizierung.

<sup>17</sup> Zwei Kinder wechselten bereits während der Grundschulzeit auf Förderschulen. Aufgrund der kleinen Fallzahl werden ihre weiteren Bildungswege hier nicht dargestellt.

Zugang in einen weiteren Bildungsweg gefunden. Da die Erhebung immer frühestens drei Monate nach Schulentlassung stattfindet, handelt es sich nicht um die typische Übergangsphase zwischen Schulentlassung und Ausbildungs- bzw. Studienbeginn. Die geführten Interviews zeigen, dass diese Leerstelle im Lebenslauf der Kinder von den Eltern als schwierig erlebt wird. In diesem Zusammenhang wird die eher skeptische Haltung der Eltern gegenüber der Berufsberatung bei der Agentur für Arbeit erklärungsbedürftig. Welche Erfahrungen liegen mit der Agentur liegen im Rahmen der Berufsfindung der Kinder vor? Im Folgenden werden Auszüge aus den Interviews mit den Sampleangehörigen Herrn Schmitt, Herrn Kraus und Frau Marzahn vorgestellt.

Herrn Schmidts Sohn Tobias beendete zunächst den Realschulzug. Nach Aussagen seines Vaters war er in der Schule nicht besonders fleißig. Nach einem Praktikum stellte er fest, dass die Tätigkeiten nach drei Tagen immer dieselben seien. Hierauf beschloss er, lieber weiter zur Schule zu gehen. Er engagierte sich und schloss die Schule mit dem Abitur ab. Schon während der Realschulzeit berichtete Herr Schmidt, dass Tobias keine konkreten Berufspläne habe: „Er weiß, was er nicht will. Aber nicht, was er will. Er will nichts Handwerkliches machen. Er will aber auch nicht den ganzen Tag im Büro sitzen“ (R 18). An dieser unbestimmten Berufswahlsituation hatte sich auch mehrere Monate nach dem Abitur nichts verändert. Sowohl der Sohn als auch die Eltern erwägen in Gesprächen verschieden Berufsbereiche - es kommt jedoch zu keiner Realisierung. Der Vater bemängelt, Tobias gehe an die Realisierung seiner Überlegungen „nicht mit Nachhaltigkeit ran“ (R 20). Herr Schmidt setzt die Hoffnung auf die Beratung bei der Agentur für Arbeit. Sie sollen Tobias etwas unter Druck setzen:

Da „hat ich mir eigentlich mal erhofft, dass Leute dann so im Arbeitsamt (sagen) "Mach mal. Ich fordere." Und so. Und irgendwie hm, hab ich eher das Gefühl, dass die das alles verwalten. ... Gut, er hat auch keine Eigeninitiative. Ne, aber dass die ihn, ... mal so ein bisschen an die Ohren ziehen.“ (R 20)

Sein Erklärungsansatz für mangelnde Intervention ist, dass Tobias keiner „Risikogruppe“ angehöre. Dies könne sich aber zukünftig ändern:

Vielleicht sagen die sich auch: "Noja, was soll das, da haben wir, haben wir viel schlimmere und dramatischere Fälle." Das mag ja sein. Glaub ich sogar, ne. Aber trotzdem, wenn das so weiter geht, wird der auch mal n dramatischer Fall.“ (R 20)

Melanie Kraus, die Tochter von Herrn Kraus, hat das Abitur auf dem Gymnasium erworben. Zunächst wollte sie „gern studieren, hat aber hin und her, und konnte sich nicht so wirklich entscheiden.“ (R 19). Obgleich Herr Kraus sicher ist, dass sie auch einen Studienentschluss ihrer Tochter gefördert hätten „wir haben Sie immer unterstützt, egal was Sie machen wollte, wir haben gesagt: Ja mach, versuch es!“ (R 19), findet er den Studienverzicht doch vernünftig:

So „ein Studium sag ich ganz ehrlich, dauert sehr lange. Und ich hab nicht, eigentlich nicht wirklich was vorzuweisen. Wenn ich eine Ausbildung gemacht habe, dann habe ich zumindest schon mal was.“ (R 19)

Doch einen Ausbildungsplatz hat Melanie noch nicht. Über einen mehrmonatigen Job gewinnt sie Gefallen an dem Berufsbereich und bewirbt sich im Betrieb um eine Ausbildungsstelle:

„Das, weil es hat ihr Spaß gebracht und die ist super klargekommen da auch mit den ganzen Kollegen. Äh es hat ihr Riesenspaß gebracht und es hat ihr eigentlich dann ja, den Schub gegeben, sich da zu bewerben.“ (R 19)



Melanies Kontakt zur Agentur für Arbeit schätzt der Vater als „kontraproduktiv“ ein. Ähnlich sei es auch bei ihm selber gewesen, als er einen Ausbildungsplatz suchte:

„Ja das, auch übers Arbeitsamt ist da ja was gekommen, da Arbeitsagentur. Aber das ist schon eigentlich schon zu meiner Zeit damals völlig kontraproduktiv.“

Seine Erklärung für die nicht gewinnbringende Unterstützung ist der Mangel an individueller Betreuung. So würde Melanie auch heute noch, obgleich die Agentur über Melanies Ausbildungsvertrag verfüge, drei Bewerbungen pro Woche fordern. Dies hält Herr Kraus - auch in Hinblick auf Bewerbungsgespräche, die Melanie dann führen würde - für sinnlos:

„Aber alles was über die Arbeitsagentur kommt, ist eigentlich eher kontraproduktiv. Weil die auch nicht, weil das eigentlich auch nur ne Massenabfertigung ist. Sie ist ja jetzt zurzeit arbeitslos und wir kriegen das ja mit. Sie hat alles zum Beispiel eingereicht, das beste Beispiel, sie fängt am 01.08. ihre Ausbildung an, sie muss sich aber dreimal in Woche bewerben. Sie muss diese, diese Nachweise führen, dass sie sich trotzdem dreimal in der Woche beworben hat. Sonst wird wird das Arbeitslosengeld gesperrt. Eh, wo man dann sagt, wie blöd ist das! Sie hat alles vorgelegt! Sie hat ihren Ausbildungsvertrag vorgelegt, sie hat ein Schreiben der Firma vorgelegt, dass sie dort anfängt und und. Sie hat alles vorgelegt. Sie muss sich trotzdem dreimal in der Woche bewerben. Und sie, sie muss zu Vorstellungsgesprächen, wo die nachher auch sagen: „Hallo?““ (R 19)

Mit dem höchsten Schulabschluss gehören weder Tobias noch Melanie einer statistischen Risikogruppe an. Zumindest theoretisch haben sie ein weites Berufswahlspektrum. Eine andere Situation liegt bei Marie Marzahn vor, die nur einen mittelmäßigen Hauptschulabschluss hat. Eine weitere Schulausbildung kam für Marie aus Leistungsgründen nicht infrage. Auch Frau Marzahn, Maries Mutter, hat einen Hauptschulabschluss (1979). Ihre eigenen Erfahrungen mit der Arbeitsagentur sind überaus positiv. Sowohl bei der eigenen Ausbildungswahl, als auch bei der Arbeitslosigkeit nach Ausbildungsende wurde sie tatkräftig durch Qualifizierungsmaßnahmen unterstützt. So hat Frau Marzahn eine beachtenswerte Berufskarriere vollzogen. Bereits während Maries Schulzeit suchten Marie und ihre Mutter die Berufsberatung bei der Agentur für Arbeit auf und richteten sich nach den Ratschlägen. Marie hatte einen konkreten Berufswunsch, auf den sie sich vergeblich bewarb. Rückblickend schließt Frau Marzahn auf eine falsche Beratung:

„Na ja, Ausbildungsplatz, war ja überhaupt nicht zu kriegen, weil sie, ich denk mal, man ist einfach auch falsch beraten worden, vielleicht, oder es wurde nicht rechtzeitig gesagt, halt stopp, den Beruf kannst du ganz vergessen, weil dafür war sie einfach zu schlecht in der Schule um diesen Beruf auszuüben.“ (R 17)

Nach Schulende macht Marie einen Eignungstest bei der Arbeitsagentur. Hiernach sei Marie eine generelle Ausbildungsunfähigkeit attestiert worden. Nach diesem Gutachten musste Frau Marzahn ihre Tochter erst einmal wieder stabilisieren:

„Jah, mhm, na ja, und dann wurde gesagt, ne, der Test ist zu schlecht, die eine Beraterin sagte dann, ne, sie wäre im Grunde überhaupt nicht fähig ne Ausbildung zu machen, und, na ja und nach diesem psychologischen Gutachten und, .., wurde dann eben (gesagt:), „ja, musst du abhaken diesen Termin, musst du sagen gut, ok, ... die Frau siehst du im Leben nicht wieder, und du musst selber versuchen, auf die Beine zu kommen.“

Marie beginnt eine von der Agentur finanzierte Bildungsmaßnahme und bald darauf eine Ausbildung zur Fachlageristin. Nach Frau Marzahns Erfahrungen sind zwei Kriterien für eine erfolgreiche Unterstützung von Seiten der Arbeitsagentur nötig: Erstens eine passende Sachbearbeitung und zweitens ein Engagement seitens des Hilfesuchenden:

Was „Hilfe war, ist eigentlich mehr so Arbeitsamt, aber da muss man auch immer den richtigen Bearbeiter haben, also das ist, die haben uns wirklich sehr viel Hilfe gegeben, und, aber auch weil wir immer nachgefragt haben, und nachgehakt haben, also, wenn man denn sich da auch nicht wieder meldet, dann geht man auch unter denk ich mal, aber es gibt schon gute Unterstützung da“ (R 17).

### Zusammenfassung

Sind die Samplemitglieder als Eltern Gatekeeper im Bildungsprozess ihrer Kinder? Zumindest in Bezug auf den schulischen Werdegang kann dies bejaht werden. Das Streben der Eltern nach einem möglichst hohen Schulabschluss, der dem Kind ein großes Berufswahlspektrum bietet, kann in den Ausschnitten der kindlichen Bildungsbiografien nachgezeichnet werden. Mehr als die Hälfte der Kinder besucht den gymnasialen Schultyp, auf dem der Erwerb des Abiturs wahrscheinlich ist. Zudem wird die Entkopplung von Schultyp und Schulabschluss aktiv genutzt.

Beim Übergang in die Ausbildung soll nach der Ansicht der Eltern das Interesse des Kindes handlungsleitend sein. Hiermit deutet sich ein Verantwortungswechsel von den Eltern zur/zum Jugendlichen an. Bei einem beachtenswerten Anteil der Samplekinder vollzieht sich der Übergang von der Schule in die Berufsausbildung bzw. das Studium nicht nahtlos, es entsteht eine Leerstelle in der Bildungsbiografie des Kindes. Hier benötigen die jungen Menschen individuelle Beratungen für den weiteren Bildungsweg. Nach den wiedergegebenen Erfahrungen der Eltern sind auf den Einzelfall bezogene Beratungsangebote seitens der Agentur für Arbeit nicht typisch. Insgesamt bedarf der Frage nach dem Einfluss der Eltern beim Übergang des Kindes in den Beruf einer weiteren Bearbeitung.